



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

unter dem Titel: Ein Gang durch die Geschichte Sachsens erschienen ist (Dresden, Wihl. Hoffmann). Das reich ausgestattete Heft enthält einen vortrefflich und mit wesentlich weiterem als bloß territorialgeschichtlichem Blick geschriebenen Abriss der sächsischen Fürsten- und Landesgeschichte, in der streng geschichtliche Objektivität, unbestechliche Wahrheitsliebe mit warmer Liebe zum sächsischen Fürstenhause in wohlthuendster Weise verbunden sind. Der Text ist reich mit Abbildungen geschmückt, Bildnissen, Stadt- und Gebäudeansichten u. s. w., die alten Kupferstichen und Holzschnitten photographisch nachgebildet sind. Der Umschlag zeigt reichen heraldischen Schmuck, unter anderm auf der Vorderseite eine große Darstellung des sächsischen Staatswappens in farbiger Ausführung. Der Preis für diese „Festschrift“ — 5 Mark — ist im Verhältnis zu Inhalt und Ausstattung äußerst mäßig und wohl nur in der Hoffnung auf starken Absatz so niedrig angesetzt worden. Wir teilen diese Hoffnung aufrichtig.

Angekündigt ist noch von dem „Verlag der litterarischen Gesellschaft“ in Leipzig ein großes Prachtwerk unter dem Titel: „Goldne Chronik der Wettiner.“ Das gebundene Exemplar soll für Subskribenten 125 Mark kosten, nach Erscheinen des Werkes ist eine Erhöhung des Preises auf 200 Mark in Aussicht gestellt. Wir haben nur zwei Probetafeln davon gesehen, können also vorläufig noch nicht darüber urteilen. Wohl aber können wir unser Mißfallen nicht unterdrücken über die Art und Weise, wie die Verlags-handlung das Publikum zur Subskription preßt. Sie hat in diesen Tagen ein Zirkular versandt, worin sie auffordert, „sofort“ zu subskribiren, da sie beabsichtige, das Subskribentenverzeichnis besonders drucken und den Fürsten des Wettinerhauses zum Jubiläum überreichen zu lassen! Das heißt doch mit andern Worten: Wenn du meine geschäftliche Spekulation nicht „sofort“ unterstützest, so stelle ich dich als unpatriotisch an den Pranger. 125 Mark sind aber kein Pappenstiel, und es kann niemand zugemutet werden, aus Patriotismus die Nase im Sacke zu kaufen.



Litteratur

Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Von Th. Süpfle. Zweiter Band. Erste Abteilung. Von Lessing bis zum Ende der romantischen Schule der Franzosen. Gotha, C. F. Thienemanns Hofbuchhandlung, 1888

Wir haben vor drei Jahren den ersten Band dieses Werkes hier angezeigt, der von den ältesten Zeiten bis auf Klopstock reichte. Der vorliegende greift zurück auf die Anfänge Lessings, zeigt, an die Aufnahme der Litteraturbriefe in Frankreich anknüpfend, wie auch die Fortschritte der deutschen Ästhetik jenseits des Rheins schon im achtzehnten Jahrhundert verfolgt worden sind — Winkelmanns Schriften über die alte Kunst, Mendelssohn und Sulzer wurden damals bereits übersetzt und vielfach benutzt —, schildert die Aufnahme der Romane und Dichtungen Wielands und verfolgt das Schicksal der Hauptwerke unsrer Klassiker in

Frankreich von dem Augenblick an, wo sie dort bekannt wurden, bis auf den heutigen Tag. Ein Kapitel ist auch dem Verhältnis der Franzosen zu Herder und Kant gewidmet, zwei andre den Einwirkungen der deutschen Litteratur auf die französische Romantik, eines endlich — ein recht dürftiges — dem Einfluß der deutschen Wissenschaft zur Zeit der Restauration und in den ersten Jahren nach der Julirevolution.

Wie der erste Band, ist auch dieser mit großem Fleiß gearbeitet und giebt sowohl im Text wie in den Anmerkungen eine Fülle von litterarhistorischen Nachrichten aus längst verschollenen, in Deutschland meist gar nicht, in Frankreich bisweilen nur schwer aufzufindenden Quellen. Man wird deshalb mit dem Verfasser nicht darüber rechten wollen, daß er über eine ziemlich äußerliche Aneinanderreihung seiner Notizen nur selten hinauskommt; wir erfahren beinahe immer nur, welche Übersetzungen von irgend einem deutschen Werke in Frankreich erschienen sind, welche Bearbeitungen es erfahren und wie die französische Kritik es beurteilt hat. Dagegen bleibt die Frage, ob der deutsche Geist, wie er sich in den Litteraturwerken der behandelten Periode darstellt, auf die französische Nation oder doch auf gewisse Kreise derselben einen nachweisbaren Einfluß ausgeübt hat, nach wie vor offen. Darum, wir müssen es gestehen, hat uns der vorliegende Halbband etwas enttäuscht. Indes bleibt immer wahr, daß Süpfle denen, die einst an die Bearbeitung jener Frage gehen werden, tüchtig vorgearbeitet hat, und daß sie ihm ebenso verpflichtet sein werden, wie etwa dem Geschichtschreiber des deutschen Mittelalters einem guten Herausgeber mittelalterliche Quellenwerke, und das will schon etwas sagen.

Von Einzelheiten wollen wir hier nur einiges hervorheben, das auch für einen weitem Leserkreis anziehend sein wird. Zuerst überrascht, wie früh und wie begeistert Winkelmanns Schriften in Frankreich aufgenommen worden sind.

Auf die Geschichte der Kunst des Altertums machte die Gazette littéraire de l'Europe schon im Jahre ihres Erscheinens (1764) aufmerksam: „Dieser begabte Schriftsteller,“ heißt es da, „spricht von der Malerei und Bildhauerkunst, wie Longin von der Beredsamkeit und Dichtung gesprochen hat; das Licht, das er verbreitet, erleuchtet und erwärmt zugleich.“ Ebenso rühmend sprach sich zwei Jahre später der bekannte Fréron in der Année littéraire aus. Die erste Übersetzung erschien 1781, eine zweite, die sehr gut sein soll, von 1781—89, die dann 1790 und 1802 neu aufgelegt wurde. Aber noch viel später gab es Verehrer Winkelmanns in Frankreich, und wir erfahren mit Erstaunen, daß der Schriftsteller M. G. Beyle sein Pseudonym „Stendhal“ zu Ehren Winkelmanns, der in Stendal geboren war, wählte.

In dem Abschnitt über die Jugenddramen Schillers sagt Süpfle, es sei nicht nachweisbar, daß Schiller gerade wegen seiner „Räuber“ von der gesetzgebenden Versammlung — nicht vom Konvent, wie öfters unrichtig angegeben wird — zum französischen Bürger ernannt worden sei. Barante, der erste Übersetzer der gesamten dramatischen Werke Schillers, giebt im Gegenteil an, daß Fiesko, dieses „republikanische Trauerspiel,“ den Anlaß dazu geliefert habe. Soviel wir wissen, hat Regnier in seiner Schillerbiographie (1859) die Sache nochmals untersucht und gefunden, daß dies in der That der Fall ist. Der Moniteur vom 1. Februar 1792 brachte eine Besprechung des Fiesko — oder wie es dort heißt „Fiesko“ —, worin diese Tragödie ein geniales Werk genannt wird, die „den Kampf des Republikanismus gegen die Monarchie und den schönsten Triumph des erstern sowohl in der Theorie wie in der Praxis“ zum Gegenstande habe. Ein Mitglied der gesetz-

gebenden Versammlung las diese Notiz und erinnerte sich wieder an sie, als im August desselben Jahres Guadet seinen Antrag auf Erteilung des Bürgerrechts an Ausländer, die sich um die Freiheit verdient gemacht hätten, vorbrachte. Er schlug den Dichter des Fiesko vor, und da sich kein Widerspruch erhob, so wurde neben Wilberforce, Washington, Kosciuszko, Campe und Anarcharis Cloots auch Schiller jener „Ehre“ gewürdigt. Der Schreiber der Sitzungsberichte beging den verächtlichen Fehler, den Namen Schiller in Giller zu verändern, die Redaktion des *Moniteur*, der diese Schreibung zu wenig fremdartig erschien, druckte Gillers, und das *Bulletin des Lois* endlich nur Gille. Unter diesem Namen ging denn auch am 10. Oktober das von Roland angefertigte, von Clavière und Danton gezeichnete Diplom nach Deutschland ab, gelangte aber erst fünf Jahre später an seine Adresse.

Von den Dichtungen Goethes mußte, so meinen wir, keine die Franzosen so fremd anmuten wie der *Götz*. Gleichwohl wurde dieses Stück sieben Jahre nach seinem Erscheinen das Vorbild für ein Schauspiel, dessen Stoff aus der ältern elsässischen Geschichte entnommen war. Es ist gleichfalls in Prosa geschrieben und führt den Titel: *La Guerre d'Alsace pendant le grand schisme d'Occident terminé par la mort du vaillant comte Hugues surnommé le soldat de Saint-Pierre*. Der Verfasser war ein junger Elsässer, Baron Ramon de Carbonnières. Er hatte sich in seiner Geburtsstadt Straßburg zu derselben Zeit wie der um sechs Jahre ältere Goethe aufgehalten und wurde, wie Süßle sagt, „auf der dortigen Univerſität von dem frischen Hauche des deutschen Denkens und Fühlens erfaßt.“ Zu einem der bekanntesten Führer des „Sturm und Drang,“ zu Lenz, stand er jedenfalls in näherer Beziehung, denn er hat diesem ein andres Werk seiner Feder gewidmet. Als er die *Guerre d'Alsace* herausgab (1780), war er geheimer Rat des Fürstbischöfs Rohan. In der Vorrede sagt er ausdrücklich, daß er die geschichtlichen Stücke von Shakespeare, die politischen Tragödien von Bodmer, den *Götz* und den Franz II. des Präsidenten Hénault als Muster gewählt habe. Süßle nennt das Stück „stofflich überladen, schwerfällig und interesselos.“

So wie der mittelmäßige Gekhner in der vorhergehenden Periode der deutsche Schriftsteller war, der in Frankreich am meisten gelesen und bewundert worden ist, so waren es in dieser wieder zwei Schriftsteller, deren Ruhm heute gleichfalls sehr zweifelhaft geworden ist: Kozebue, dessen „Menschenhaß und Neue“ sehr viele Übersetzungen erfuhr und — wohl mit etwas mehr Recht — E. T. A. Hoffmann. Doch braucht man daraus kein geringschätziges Urteil über das französische Lesepublikum abzuleiten; auch bei uns in Deutschland haben diese beiden mehr Verehrer gefunden als Goethe und Schiller. Nur daß die Kritik sich ihnen gegenüber etwas kühler und scharfblickender gezeigt hat.

430 deutsche Vornamen als Mahnruf für das deutsche Volk zusammengestellt von
Hermann Vöhl. Leipzig, Gustav Fock, 1889

Der gute Gedanke, gegenwärtig ein Verzeichnis altdeutscher Vornamen mit beigedruckter Bedeutungsangabe herauszugeben, wäre vielleicht wirkungsvoller gewesen, wenn statt der etwas hochtrabenden und ausschließlichen Empfehlung lieber eine Geschichte und Würdigung der Namengebung im allgemeinen beigegeben worden wäre. Dann hätte der Verfasser selbst eingesehen, daß eine Namengebung bloß nach ihrer Bedeutung in der nationalen Sprache nur in der isolierten Jugend der einzelnen Völker und ihrer Sprachen möglich und durchführbar war. Als mit dem Absterben und den Neubildungen der Sprachen die Bedeutungen unsicher oder gar nicht

mehr empfunden wurden, half man sich mit dem sicherlich nicht weniger edeln Gebrauch, Kindern die Namen verehrter, nachachtungswürdiger Persönlichkeiten der Vorzeit zu geben. Auf die Ausmerzung der „heidnischen“ Namen drang die christliche Kirche überall eine Zeit lang wohl mit zu gutem Erfolg. Dagegen hat sich schon seit der humanistischen Strömung und seit der nationalen im Anfang dieses Jahrhunderts von selbst ein Rückschlag geltend gemacht. Die Namen Hermann, Karl, Heinrich, Friedrich, Wilhelm u. s. w. sind gegenwärtig kaum in Gefahr, auszusterben, mögen ihnen die Albrecht, Wolfgang, Ludwig immer kräftig zur Seite treten. Aber warum Martin, Johannes, Maria, Elisabeth von der deutschen Namenstafel gelöscht werden sollen, weil sie nicht schon in den germanischen Urwäldern ertönt, ist wahrlich nicht einzusehen.

Barbarossa's Freibrief für Hamburg. Von Dr. Otto Rüdiger. Hamburg, 1889.
In Kommission bei Lucas Gräfe

Am 7. Mai 1189 vollzog Kaiser Friedrich I. zu Neuburg an der Donau den Freibrief für Hamburg. Er war auf der Fahrt nach Regensburg, wo sich das Kreuzheer zu dem Zuge sammelte, von dem der Kaiser nicht heimkehren sollte. Auf die Bitte des Grafen Adolf von Schaumburg gewährte er dessen in Hamburg wohnhaften Bürgern völlige Zollfreiheit vom Meer bis zur Stadt und zurück, Freiheit von Zoll und jeglichem Ungeld in dem gesamten Gebiete des Grafen, Fischfang in der Elbe und der Bille, Weiderecht, Holzschlag, Waldmast, das Recht, die Pfennige der Münzer auf Gewicht und Reinheit zu prüfen, Freiheit vom Waffendienste u. a. m. Sie durften sogar den Stadtzoll für fremdes Gut auf den Eid eines Vertreters nach der Menge der Waaren entrichten. Hegte der Zöllner Zweifel an der Richtigkeit der Erklärung, so mußte er seine Klage in Hamburg anbringen. Es ist begreiflich, daß der Verein für Hamburgische Geschichte die siebente Wiederkehr des für die Stadt so wichtigen Tages nicht ungefeiert lassen wollte, und er hat dies in der angemessensten Weise durch Herstellung einer getreuen Nachbildung der Urkunde gethan, welcher Dr. Rüdiger, dem wir die Herausgabe der Hamburgischen Zunftrollen zu danken haben, eine Übersicht über die früheste Entwicklung der Stadt und eine Erläuterung der beiden Freibriefe, des kaiserlichen und des wenig ältern, durch den Graf Adolf der neuen Stadt u. a. das Lübische Recht und das Marktrecht verlieh, beigegeben hat.

Moralphilosophie gemeinverständlich dargestellt von Georg von Gizycki.
Leipzig, Friedrich, (1889)

Von dem Verfasser liegen uns zugleich zwei Jubiläumsaufsätze über Kant und Schopenhauer in Sonderausgabe vor, in denen das Licht ein wenig einseitig von dem überzeitlichen Denker auf den „Philosophen der Jetztzeit“ herübergeleitet wird. Das obige größere Werk zeigt eigentümlichere Züge. Wenn das Vorwort einer Reihe von „lebenden Schriftstellern,“ die durch den ersten und letzten Namen, Bain und Spencer, bezeichnet sind, Anregung und „Ausbildung des ethischen Gedanktreises“ zu schulden bekennt, so beweist das Buch selbst, daß eigener Gedankengang und reichere Anschauung von Geschichte, Litteratur und Leben den Verfasser so ziemlich aus diesen wissenschaftlichen Kinderstühlen herausgebracht haben. Der englischen Nützlichkeitsmoral scheinen die deutschen absoluten Lebenswertmesser Eintrag gethan zu haben, und so kämpft sichtlich der Geh-mich-nichts-an-Philister mit dem Dühringschen Entrüstungspessimisten den hergebrachten Kampf auch in diesem Buche. Aber weder der eine noch der andre erhält gewöhnlich

Recht, und so ist es die höchste Ethik nicht, die aus diesem Kampfe hervorgehen kann. Aber wer wird sie auch in solchen Büchern suchen, die mit einem Schwarm von Anführungen, Beweisen und Autoritäten die sogenannten „weiteren Kreise,“ d. h. die aus der „Menschheit“ in die „Gesellschaft“ gefallenen Gebildeten, erst zum Nachdenken über das, was um sie herum vorgeht, auffordern wollen! Die höchste Ethik, die der Mensch nicht liest und studirt, sondern in der Not braucht, steht in andern Büchern. Vor der amerikanischen Versammlungsreligion und Masseninspiration, deren Prediger das Buch durchziehen, möge uns, nebenbei gesagt, der Himmel bewahren.

Bürgerlicher Tod. Drama in fünf Aufzügen von Max Kreger. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1888

Es ist wunderbar zu sehen, wie eine gewisse moralisirende Auffassung des Dramas und eine gewisse Opposition gegen die vermeintliche Unwahrheit der Kunst immer wieder zu gleichen Ergebnissen, das heißt bis an den Galgen oder hart am Galgen vorüber führen. Von George Lillos altem „Kaufmann von London“ bis zu diesem Kreger'schen Drama zieht sich eine Kette realistischer Bestrebungen und Versuche, den Konflikt mit dem Kriminalgesetz zu tragischer Würde und Wirkung zu erheben. Daß alle diese Versuche regelmäßig an einem gewissen Punkte scheitern, hat tiefere Ursachen, um die sich das Publikum, das um jeden Preis gespannt und nach Umständen „gegrault“ sein will, wohl nicht kümmert, die aber die dramatischen und erzählenden Dichter besser beachten sollten. Freilich ist es unbestreitbar, daß für einzelne Menschen, ja ganze Lebenskreise unsrer Zeit das Strafgesetzbuch und das Zuchthaus an die Stelle von Glauben, Gewissen und Ehre getreten und die einzigen Mächte sind, die der Selbstsucht und Genußgier Schranken setzen, doch empfiehlt sich äußere Vorsicht in der Benutzung der daraus erwachsenden Motive. Die Helden dieses bürgerlichen Dramas, von denen der eine von der Sorge gefoltert wird, demnächst dem Zuchthaus zu verfallen, der andre unter dem Druck des Bewußtseins steht, daß er schon aus dem Zuchthaus kommt, können kaum tiefere Anteil erwecken, und die Handlung selbst ist zu sehr mit den Mitteln des größtlichen Effekts aufgebaut, um mehr als flüchtig zu fesseln. Dem Verfasser ist es offenbar Ernst um die lebendige, lebenweckende Wirkung der Kunst auf die Zeit, doch auf dem im „Bürgerlicher Tod“ eingeschlagenen Wege wird er schwerlich zum Ziele kommen.

Klassischer Bilderschab. Herausgegeben von Franz von Reber und Ad. Bayersdorfer. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals F. Bruckmann). Heft 1—15

Daß wir für Werke der Malerei das Vervielfältigungsverfahren im allgemeinen nicht lieben, das man als Autotypie bezeichnet, daraus haben wir in den Grenzboten nie ein Hehl gemacht. Das Verfahren besteht bekanntlich darin, daß das zu vervielfältigende Original bei der photographischen Aufnahme durch zwei Glasplatten bedeckt wird, die mit feinen schrägen Linien — die eine von rechts nach links, die andre von links nach rechts — überzogen sind. So erscheint die Bildfläche wie durch ein feines Netz gesehen und in unzählige winzig kleine Vierecke aufgelöst. Auf eine Zinkplatte übertragen und dort eingätzt, ermöglicht aber eine derartige Aufnahme einen Druck wie jeder typographische Satz oder jeder Holzschnitt. Der große Vorteil des Verfahrens liegt in der außerordentlichen Billigkeit bei denkbar größter Treue der Wiedergabe, der Nachteil darin, daß ihm doch

eine gewisse Unsauberkeit anhaftet, die es auch bei der größten Verbollkommnung — und diese hat es wohl bereits erreicht, denn etwas Vollkommneres als Angerer und Göschl in Wien jetzt mit diesem Verfahren leisten, wird sich schwerlich damit erreichen lassen — nicht loswerden wird; alle Linien sind, wenn auch noch so unscheinbar, zerbrochen und zerfressen, wie es sich, natürlich in viel größerer Weise, bei einer Kreuzstichtickerei oder einem Mosaik zeigt, die Fläche vielfach unrein und fleckig. Die Autotypie beherrscht ja jetzt unser ganzes Vielfältigungswesen, aber wir hoffen bestimmt, daß es eine Durchgangsstufe bleiben wird. Sobald etwas Vollkommneres da sein wird — und das wird und muß ja kommen —, so wird man auf die Autotypie zurückblicken als auf ein Verfahren, von dem man kaum begreifen wird, daß man sich so lange hat damit begnügen und daß man es so hat ausnutzen können.

Für ein Unternehmen wie das vorliegende ist die Autotypie freilich im Augenblick das einzig denkbare Verfahren. Das ganze Unternehmen ist jetzt nur bei dieser Technik ausführbar. Die Verlagsanstalt beabsichtigt mit ihrem „Klassischen Bilderschatz“ nichts geringeres, als die sämtlichen Meisterwerke der Malerei aller Zeiten und aller Kulturvölker nach und nach zu dem unglaublich niedrigen Preise von 50 Pfennigen für sechs Blatt (!) wiederzugeben. Das Unternehmen soll also auf dem Gebiete der bildenden Kunst etwa dieselbe Bedeutung gewinnen, wie auf dem der Litteratur die Reclamsche Universalbibliothek oder die Meyerschen Volksbücher, auf dem der Musik die sogenannte Edition Peters. Die neunzig Blatt, die uns in den ersten fünfzehn Hefen vorliegen, bieten denn auch in der That ein kunstgeschichtliches Material, wie es bei solcher Billigkeit in so verhältnismäßiger Vollkommenheit noch nie geboten worden ist. Vielen Blättern liegen Photographien zu Grunde, die unmittelbar von den Originalen, andern wenigstens solche, die von den besten Reproduktionen der Originale genommen sind. Angerer und Göschl haben ihr Möglichstes in der Herstellung sauberer Druckplatten geleistet. Das Format der Blätter ist ein handliches Großquart,*) jedem Bilde ist der Name des Künstlers, seine Lebenszeit, die Bezeichnung des Gegenstandes und der Aufbewahrungsort des Originals untergedruckt. Aufgefallen ist uns, daß unter den bisherigen neunzig Blättern die Dresdner Galerie noch gar nicht, die Berliner erst durch ein einziges Blatt vertreten ist, während aus andern, zum Teil viel unbedeutendern Galerien schon mehrere Bilder da sind. Vorausgesetzt, daß das Unternehmen auch nach einer gewissen Vollständigkeit strebt, wird es in der That ein „Bilderschatz“ werden, wie er bisher noch nicht dagewesen ist. Haus und Schule mögen sich daher das Unternehmen gleich warm empfohlen sein lassen. Wer auf das Werk abonniert, verpflichtet sich nur zur Abnahme eines Jahrganges, der aus 24 Hefen, also 144 Blatt besteht. Und dafür zahlt er zwölf Mark! Vor zwanzig Jahren bezahlte man mit Vergnügen das Zwölfwache und erhielt dafür — schlechte Photographien von Kupferstichen.

*) Weßhalb hat die Verlagshandlung ein Papier gewählt, das auf der Druckseite mit einem mineralischen Überzug versehen ist? Sollte das besonders zweckmäßig sein? Schön kann man's doch nicht nennen.